schehen und sämtliche Gäste der Reihe nach in den Verdacht der Täterschaft geraten. Bis sich endlich herausstellt, daß es keiner von allen war, sondern der Gatte der Pensionsinhaberin, der den Mord aus Eifersucht verübte, weil er daraufgekommen war, daß jener nunmehr tote Mann ein Verhältnis mit seiner Frau unterhielt. Um die Trivialität dieses Stückes bis auf den Gipfel zu treiben, hält der junge Dichter der improvisierten Mordkomödie zwei Minuten nach ihrem Schlusse lächelnd um die Hand des Töchterleins der Pensionsinhaber an. — Ähnlich geht es in dem amerikanischen Sensationsstück „Spinne im Netz" von Fulton Cursler und Lowell Brentano zu, das an der „Komödie" monatelang gespielt wurde. Da wird aus dem Publikum auf die Bühne hinaufgeschossen, eine fingierte Polizei besetzt alle Ausgänge, damit der Mörder nicht entwischen kann. Wer tat es? Der Theaterarzt! Unglaublich, nicht wahr?

In der Komödie „Trocadero" von Fred Heller (Renaissance-Bühne) sehen sich Polizei und Publikum gleichfalls vor ein zunächst ganz undurchdringlich finsteres Rätsel gestellt. Immer wieder auf die gleiche Weise werden in einem bestimmten Zimmer eines Hotels in einer deutsch-polnischen Grenzstadt ständig neue Morde verübt. Endlich glaubt man, den Täter entdeckt zu haben, einen Herrn, der aus dem Publikum geholt wird und dadurch verdächtig ist, daß sein Überzieher im Mordzimmer gefunden wurde. Er wird verhaftet, gefesselt, von der Polizei hochnotpeinlich verhört ... und dieser selbe Herr ist niemand anderer, als ein extra zur Aufdeckung der Morde von weither gekommener berühmter Detektiv, und richtig ertappt und entlarvt er auch den Massenmörder, der niemand anderer ist, als der Hotelier selber. Wieder einmal spielt hier — wie meistens in solchen Kriminalstücken, — die Polizei die denkbar dümmste und lächerlichste Rolle; sie benimmt sich plump, verständnislos, trottelhaft, blamiert sich mit allem, was sie unternimmt. So haben diese Stücke nebst ihrer Absicht, die durch Kino und Kriminalroman schon sehr abgestumpften Nerven des Publikums doch noch irgendwie zu erregen, auch noch die Tendenz, die Polizei in den Augen der Öffentlichkeit herabzusetzen, den Glauben an sie zu untergraben. — Eine Ausnahme bildet „Dienstag, den Fünfzehnten...", eine mysteriöse Angelegenheit von André Flisseau (Komödie). Darin gibt es einmal auch einen klugen Polizeikommissär, der mit großer Findigkeit und Energie die Fäden einer höchst verworrenen Verbrechergeschichte aufknotet. Ein junger Mann wird während des Opernballes chloroformiert, eine junge Dame wird gewaltsam entführt und in einem Keller gefangen gehalten. Man weiß zunächst nicht, warum und wozu dies alles geschieht; die Polizei glaubt die junge Dame mit den Verbrechern, die in der gleichen Nacht aus der Nationalbank wertvolle Juwelen gestohlen haben, im Bunde; doch stellt sich bei der Verhaftung der Gauner heraus, daß die Dame amerikanische Detektivin ist. Künstlerischer Wert kann keinem einzigen dieser Stücke auch nur annähernd zuerkannt werden. Sie kommen und verschwinden wieder und kein Hahn kräht mehr nach ihnen. Schon nach wenigen Wochen verursacht es Mühe, sich ihres Inhaltes überhaupt noch zu entsinnen.

Die Wiener Erstaufführung des jüngsten Bühnenwerkes Gerhart Hauptmanns, „Spuk" (Burgtheater), ergab einen wohlverdienten Durchfall, trotz des Namens Gerhart Hauptmann, trotz der persönlichen Anwesenheit des greisen Dichters, trotz einer monatelangen Reklame — mußte doch, wie in den Zeitungen ausführlich zu lesen stand, der Regisseur des Burgtheaters, Hans Brahm, vor der Aufführung nach Schlesien reisen und auf dem Wohnsitz Hauptmanns längere Zeit zu Gaste bleiben, um mit ihm die Details der Inszenierung zu besprechen —, trotz auch einer wirklich großartigen, kostspieligen Ausstattung. Angeblich hat man dem Dichter den Durchfall verschwiegen. Er soll nämlich so hochgradig schwerhörig sein, daß er das Zischen nicht hörte, das von den Galerien herabkam, und so sah er von seiner Loge aus nur die Hände, die sich im Parkett beifallspendend bewegten. Der Gesamttitel „Spuk" faßt zwei Werke zusammen: Das Schauspiel „Die schwarze Maske" und das Satyrspiel „Hexenritt". Geht es in dem ersten traurig und gruselig her, so in dem zweiten toll, doch auch gespensterhaft lustig. Das Grauen umlagert wie dicke Nebelschwaden das Schloß des Bürgermeisters Schuller, auf dem sich Gäste versammeln. Im Dorfe wütet die Pest. Unheimliche Geräusche und grausige Anzeichen künden an, daß das Gelage im Schloß nicht so gemütlich enden wird, wie es begann. Und richtig, das Unheil bricht herein, eine schwarze Maske hat sich über die Mauer geschwungen. Die züchtige Bürgermeisterin spürt es im Blute, wer das ist: Ein gewaltiger Halbneger, der Mann, dem sie einst verfallen war, vor dem sie floh. Seine Nähe genügt, sie ihm wieder gefügig zu machen, noch ehe sie ihn wiedergesehen hat. Sie stirbt unter seinen Händen. Entsetzen jagt die Gäste in alle Winde. Tieferer Sinn, dichterischer Plan dieses Stückes sind ganz und gar unerfindlich. Wenn Hauptmann bloß die Absicht hatte, das Publikum gruseln zu machen, so ist ihm das in manchen Augenblicken gelungen, das ist aber auch die einzige Wirkung, die erzielt wird. Das kleine Satyrspiel „Hexenritt" nimmt sich überhaupt nur wie ein grotesker Bühnenscherz aus. Zwei Männer, der Naturforscher und sein Freund, stoßen auf einsamer Insel auf die Ruinen eines Schlosses, das einstmals von einer sehr lebenslustigen Dame bewohnt war. Sie soll als „Tolle Madame" in dem alten Gemäuer immer noch ihr spukhaftes Unwesen treiben. Die Männer reizen sie durch herausfordernde Rufe. Das sollten sie nicht tun. Wie sie sich zur Ruhe gelegt haben, rächt sich die „Tolle Madame" an ihnen durch allerhand Schabernack, sodaß sie am Morgen mit zerschlagenen Gliedern aufwachen. Ein einigermaßen geschickter Stilist könnte den Inhalt dieses Stückes in einer kurzen, möglicherweise ganz interessanten Skizze bewältigen. An dem rasch vorübergegangenen „Spuk", der dem Burgtheater viel Kosten und Mühe bereitete und keinen Erfolg brachte, erkannte man ziemlich allgemein, daß Hauptmann bereits bedenklich in jenes Lebensstadium vorrückt, in dem manche Menschen kindisch werden.

Beobachtungen und Bemerkungen.

Kardinal-Erzbischof M. v. Faulhaber: Deutsches Volk, deutsche Gegenwart und Kirche.

In der markanten Rede des Münchener Kirchenfürsten auf dem Münsterer Katholikentag finden sich die folgenden bedeutsamen Sätze: „Wir brauchen nicht die Liebe zu unserer Kirche zu opfern, um die Liebe zu unserem Volke zu retten. Wir brauchen nicht die Liebe zu unserem Volke zu opfern, um die Liebe zu unserer Kirche zu retten. Wir können mit ganzer Seele auf dem Boden der kirchlichen Gemeinschaft und auf dem Boden der Volksgemeinschaft stehen. Geschichtlich hat kein Volk der Erde mit der Kirche so reiche und tiefe Beziehungen gehabt wie unser Volk. Zwischenhinein kam es allerdings bald, je länger, je mehr, zu Rückschlägen und Spannungen. Das deutsche Auge gewöhnte sich, das Menschliche an der Kirche durch die Vergrößerungsbrille, das Göttliche durch die Verkleinerungsbrille anzusehen, und so trat allmählich an die Stelle der mittelalterlichen Kirchenfrohheit eine wachsende Kirchenfremdheit, die dann im 16. Jahrhundert die Verbindung mit der Kirche löste. Seitdem ist die Einigkeit unseres Volkes in den Grundfragen des christlichen Lebens zerstört, und trotz des Westfälischen Friedens wirkte die Spaltung des Glaubens ungünstig auf das Gemeinschaftsleben des Volkes zurück. Die Entfremdung zwischen Kirche und Volk tat einen großen Schritt weiter, als 1801 von deutscher Seite das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und zwei Jahre später durch die sogenannte Säkularisation die geistlichen Fürstentümer rechts des Rheins, darunter auch Münster, den weltlichen Fürsten zugeteilt wurden. Seitdem ruhte der Fluch enteigneten Kirchengutes auf unserem Volke und die Weltgeschichte wurde zum Weltgericht. Heute mehren sich auf der einen Seite die Stimmen, die eine vollständige Trennung des neuen Volksstaates von der Kirche verlangen und die einzelnen zum Austritt aus der Kirche auffordern. Auf der anderen Seite wurde durch Konkordate und Kulturgesetze die friedliche Zusammenarbeit zwischen Kirche und Volksstaat neu gefestigt. Wer gegen das Konkordat stimmte oder heute für Abschaffung der Konkordate stimmt, hat die katholische Linie verlassen. Wir werden nicht in geschichtlichen Betrachtungen stecken bleiben. Es kann nicht der Traum der deutschen Jugend des

20. Jahrhunderts sein, mit den Staufen nach Italien oder mit den Kreuzfahrern nach Palästina zu ziehen. Wir sind für unsere Zeit geboren, um die Wunden unserer Zeit zu heilen und die Gegensätze unserer Zeit zu versöhnen. Wir müssen unsere Zeit bejahen. Ich gehöre nicht zu denen, die unser deutsches Volk für ein auserwähltes Volk oder gar die arische Rasse für das auserwählte Volk der Weltgeschichte halten. Ich kann mich auch nicht zu dem Optimismus bekennen, womit Bischof Ketteler, der große Sohn dieser westfälischen Erde, ein hohes Lied von den Anlagen und Tugenden des deutschen Volkes gesungen hat. Ich halte aber den Schild der Abwehr allen entgegen, die unser Volk als den Sündenbock der Weltgeschichte hinstellen wollen. Ob wir zu dem heutigen Kurs unseres Volkes ja oder nein sagen, wir haben als Katholiken aus unserer Weltauffassung heraus die heilige Pflicht, für unsern Teil uns für die Rettung unseres Volkes einzusetzen, den Mächten der Finsternis und des Todes zu wehren, den guten Geistern die Tore aufzutun. Die kirchliche Staatslehre ist so weitherzig, daß sich an dieser Frage die deutschen Katholiken nicht in verschiedene Lager teilen dürfen. Ehre den katholischen Männern, die sich opferbereit im öffentlichen Leben in den Dienst des Volkes gestellt haben! Gesegnet seien diese Führer! Das katholische Volk wird sich in seinem Vertrauen zu ihnen und in der treuen Gefolgschaft nicht erschüttern lassen. Ihnen ist die Kirchenfrohheit zur Frohheit am Dienste des Volkes geworden."

Univ.-Prof. Geheimrat Bumke (München): Die Freudsche Psychoanalyse — das Produkt eines verirrten Verstandes.

Auf der Ärzte- und Naturforscher-Versammlung in Königsberg übte der bekannte Münchener Psychiater Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Bumke vernichtende Kritik an der Freudschen Psychoanalyse. Er führte nach Presseberichten folgendes aus: „Die geschichtliche Entwicklung der psychoanalytischen Lehre ebenso wie ihr Inhalt bringen es mit sich, daß die Stellung des einzelnen Forschers zu ihr immer nur eine subjektive sein kann. Ich stelle deshalb gleich am Anfang fest, daß ich seit fast einem Menschenalter zu den Gegnern dieser Bewegung gehöre. Bei aller Anerkennung der großen geistigen Eigenschaften von Freud sehe ich mich doch gezwungen, seine Dogmen abzulehnen. Noch mehr aber als den Inhalt seiner Lehre bekämpfe ich die Methode, durch die diese Lehre gewonnen ist, weil sie nach meiner Überzeugung allen Grundsätzen einer exakten und damit nachprüfbaren wissenschaftlichen Forschung zuwiderläuft. Es ist sehr eigentümlich, wie verschieden sich die Lehre Freuds heute in den verschiedenen Köpfen widerspiegelt; während Allers, Kronfeld, Straus und ich selbst seit Jahrzehnten gerade das bekämpfen, daß die Psychoanalyse das Unbewußte zu rationalisieren versucht, und fast zur gleichen Zeit, in der ein Anhänger Freuds, Heinz Hartmann, jeden Gegensatz zwischen der psychoanalytischen und den sonstigen wissenschaftlichen Denkweisen ebenso bestreitet wie irgendeine Neigung der Psychoanalyse zu irrationalen Erkenntnissen, hat kein geringerer als Thomas Mann Freuds Libidolehre als Naturwissenschaft gewordene Romantik und als eine Erscheinungsform des modernen Irrationalismus gedeutet. Auch daß ein Forscher von der Einstellung Weizsäckers, ja daß eine Reihe von evangelischen Geistlichen in allen möglichen Formen der Abstufung Sympathien für die psychoanalytische Bewegung bekunden, gehört hierher. Denn Freud selbst hat in seinen Büchern über ‚Das Ende einer Illusion' und über ‚Das Unbehagen in der Kultur' nicht bloß eine Religion, sondern die Religion schlechthin so heftig bekämpft, daß diese Bücher recht gut auch vom Verfasser der ‚Welträtsel', von Haeckel, geschrieben sein könnten. Man denke sich einen Romantiker, der nach seinem eigenen Eingeständnis die ‚Empfindung der Ewigkeit', das Gefühl von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam ‚Ozeanischem' niemals in sich entdeckt hat! Hier klafft ein Widerspruch. Hat Thomas Mann Freud mißverstanden, verstehen wir anderen ihn falsch, oder ist nicht vielmehr die Psychoanalyse in sich selbst widerspruchsvoll und lassen sich diese Widersprüche nicht deuten? Ein Anhänger der Psychoanalyse, Charles Maylan, hat eine solche Deutung versucht. Wenn man den Inhalt seines Buches mit einem heute beliebten Schlagwort kurz wiedergeben will, so ist es das ‚Ressentiment', aus dem die Psychoanalyse entstanden sein soll. Freuds Haß gegen seinen Vater, gegen den Papst, der mit dem Vater identifiziert wird und der doch zugleich das Oberhaupt der von ihm ebenfalls gehaßten Christenheit bildet, die Verstimmung zugleich gegen die offizielle Wissenschaft, die ihn nicht früh genug anerkannt habe, alle diese Gefühle sollen Freud die Feder geführt haben. Man braucht Maylan nicht zu folgen, ja man kann aus menschlichen Gründen wünschen, daß er sein Buch niemals geschrieben haben möchte, aber man wird doch eines sagen dürfen, daß die Psychoanalyse nicht so entstanden ist, wie es ihre Anhänger immer wieder behaupten, nämlich durch die Anwendung einer exakten naturwissenschaftlichen Methode, durch die Feststellung unwiderlegbarer Tatsachen und durch ein klares, verstandesmäßiges Erkennen. Nur deshalb kann man Freud vielleicht einen Romantiker nennen, einen Dichter, der, wie Allers mit Recht sagt, seine Einsichten nicht seiner Methode verdankt, sondern seine Methode erst seinen Einsichten anpassen mußte. Man wird eine Erscheinung wie die Freuds nur aus der Zeit verstehen können, in der ihre Arbeit begann.

Es war in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Philosophie hatte den Materialismus bereits überwunden, in der Naturwissenschaft und in der Medizin bestand er unbeirrt fort. In der Psychologie wurde alles zuerst in Atome zerlegt und dann, wenn irgend möglich, mit hirnphysiologischen Namen benannt; wer aber erfahren wollte, warum und womit denn Menschen sich quälen, aus welchen Gründen sie denn in Wirklichkeit handeln, dem reichte man Steine statt Brot. Um diese Zeit traten zwei Männer auf, die beide das Format gehabt hätten, eine neue Seelenkunde zu schaffen: Dilthey und Freud. Und hier beginnt die Tragik. Dilthey, ein scharfsinniger Denker, der alle seine Anschauungen mit bewundernswerter Klarheit und mit einer Voraussicht entwickelt hat, die ihm erst heute volle Anerkennung verschafft, — Dilthey war doch nicht lebensnah genug, um der Psychologie schon zu seiner Zeit wirklich helfen zu können. Man hat ihn kaum beachtet und den Psychologen in ihm durch Jahrzehnte beinahe vollkommen vergessen. Sein Gegenspieler jedoch, Freud, ist ausgesprochen psychologisch begabt, hat den künstlerischen Blick auch für tiefe und dunkle Zusammenhänge der menschlichen Seele, aber er ist zugleich gebunden durch seine materialistische Einstellung, muß, wenn er wissenschaftlich arbeiten möchte, zunächst alles Psychische ins Biologische übersetzen, es als dynamisch und energetisch betrachten und von Naturwissenschaft reden, wenn er das Seelische meint. So wird, sobald er dem Irrationalen begegnet, auf das Unbewußte stößt, das Unbewußte rationalisiert und mechanisiert, und das Ergebnis sind Hypothesen, von denen man nun in der Tat sagen kann, daß sie sich ebensogut als irrational wie als grob materialistisch ansehen lassen. Das Unbewußte bei Freud ist eine Unterseele, die mit den Gefühls- und Verstandesmitteln des Oberbewußtseins arbeitet, ohne dem Oberbewußtsein etwas anderes als nur Fertigware zu liefern. Es ist das eigentliche Ich, das denkt und fühlt, begehrt und ablehnt, haßt und liebt, das vor allem aber immer geil ist, das nicht bloß die anderen, sondern auch das eigene Oberbewußtsein dauernd belügt und betrügt; das zu diesem Zweck die umständlichsten Erwägungen anstellen muß und das dann schließlich doch nichts anderes ist als ein Hirngeschehen, das zwangsläufig rein energetischen Prinzipien gehorcht. Das Ganze ist sicher ein Mythos; aber irrational ist es nicht, sondern ausgeklügelt und mit allen Mitteln der Dialektik aufgebaut. Eine Lehre, die dauernd allenfalls Mögliches mit Bewiesenem, die immer wieder Tatsachen mit Deutungen verwechselt, ist nicht nur keine Naturwissenschaft, sondern ist überhaupt nicht Wissenschaft. Und doch ist sie auch kein Märchen, weil ihr die Unmittelbarkeit fehlt, weil sie nicht aus dem Herzen stammt, sondern aus einem eiskalten, grüblerischen und deshalb verirrten Verstand. Ich will heute auf den Inhalt der Psychoanalyse nicht eingehen. Aber ich will versuchen, ihr eine Prognose zu stellen. Ihre Methode wird vergehen, weil sie den Untergang aller Wissenschaft bedeuten würde, weil sie in Wirklichkeit gar nichts beweist, sondern die Tatsachen dauernd im Sinne ihrer Hypothesen verfälscht. Gewisse Erkenntnisse aber, die wir nicht dieser Methode, sondern der unmittelbaren psychologischen Begabung ihres Schöpfers verdanken, die werden bleiben. Und was noch wichtiger ist: bleiben wird die grundsätzliche Einsicht, daß das letzte Ziel aller Psychologie immer das sein muß, den ganzen Menschen zu fassen, und daß man dieses Ziel mit einiger Sicherheit immer nur am einzelnen Menschen erreicht."

Univ.-Prof. Dr. d'Ester (München): Die soziale Wirkung gewisser Presse-Modeberichte.

Über das Aufreizende gewisser Modeberichte in der Tagespresse schreibt der bekannte Münchener Gelehrte Dr. d'Ester in einem Aufsatz der „Augsburger Postzeitung" vom 12. 9. 30 wie folgt: „Die Verantwortung der Zeitung, die für gewöhnlich schon groß genug ist, wächst ins Riesenhafte in so schwierigen Zeiten, wie wir sie heute in weiten Teilen der Welt finden. Ein deutscher Dichter hat einmal zu Gott gebetet, er möge das deutsche Volk bewahren vor Klassenhaß und Massenhaß. Wenn man aber heute manche Berichte in der Zeitung liest, so kann man nur bedauern, daß aus Unvernunft oder Bosheit ständig Öl in das lodernde Feuer des Klassenhasses gegossen wird. Ein führendes Provinzblatt macht mit Recht auf die unsozialen Modeberichte aufmerksam, wie wir sie in manchen Großstadtzeitungen immer wieder finden. Es schreibt: ‚Wüßte man nicht aus eigener Erfahrung, wie schmal die Geld-